

diesem Projekt beteiligten Instanzen, wie Arbeitsamt, Kulturamt, Kulturbauamt, staatliche und gemeindliche Forstverwaltungen, Reichsnährstand, die verschiedensten Abteilungen des Landratsamtes, Amtsbürgermeister usw. alle zusammen zu einer vorbildlichen Zusammenarbeit zusammenzufassen.

Mehr als einmal haben wir alle zusammen oft stundenlang die Schwierigkeiten beraten und aus dem Wege geräumt.

Dann kam das mühevolle Hindurchwinden durch die bürokratischen Umwege, bestehenden Geseze und vorgeschriebenen Formalitäten, besonders bezüglich der Finanzierung, und nicht zuletzt kam noch die Kurzsichtigkeit und Engstirnigkeit vieler öffentlicher Landeigentümer und besonders der durch die Zersplitterung des Grund und Bodens zu einer Unzahl angewachsenen privaten Besitzer.

Es muß aber hier betont werden, daß sich bei der weitaus größten Mehrzahl der Bevölkerung sehr rasch das notwendige Verständnis für diese Maßnahmen zeigte. Wenn man früher z. B. über eine Genossenschaftsgründung wochen-, monate-, ja sogar jahrelang und dann noch vergeblich verhandelte, wobei viele mehr oder weniger schöne Reden zum Fenster hinaus gehalten wurden, erfolgte im vergangenen Jahre die Gründung von nicht weniger als 12 Genossenschaften, und zwar in echt nationalsozialistischer Art in höchstens zwei Stunden, mit Musik und Fahneneinmarsch und, wenn möglich und nötig, einer Rede des Landrats.

Es zeigt sich eben immer wieder, daß große Erfolge niemandem geschenkt werden; sondern immer nur auf Grund von klarer Erkenntnis und unbeugsamem Willen und nationalsozialistischer Aktivität erzielt werden!

Kamerad Lersch

Ernst Karl Plachner

Jrgendwo hatte auch ich sie gelesen, die schlichten, erschütternden Worte, darin es schlug wie der Klöppel einer ehernen Glocke. Einer Glocke, die Schicksal läutet. Menschenschicksal, Frauenschicksal, Volks- und Weltchicksal — deutsche Schicksalsgröße und -not. Worte, dazwischen es weinte, wie nur eine Mutter weint um ihr Kind; dazwischen es glänzte, leuchtete, opferbereit —: rinnende Tränen des Mutterauges. Darin sie vertropften, schimmernd und schwer, wie Gewittertropfen aus lastender Wolke vertropfen und Segen werden. So war es um diese Worte, die ich meine. Dahinter, dazwischen, darin und geheimnisvoll-offenbar um sie her. Worte sind es, die der kriegsfreiwillige deutsche Kesselschmied Heinrich Lersch 1914 seiner Mutter zum Abschied ins Gebetbuch geschrieben hat. Sie sind damals wirklich wie ein Gebet durch ganz Deutschland gegangen, und ihr Schreiber erzählt selbst erschütternd in diesem Heft, wie tausende deutsche Soldaten sie in ihren Briefen vor dem Beginn der großen Schlacht als Gruß nach Hause sandten. Einem jungen, unbekanntem deutschen Arbeiter waren sie aus der Wolke der Begnadung in die Seele gesunken. Hier sind diese Worte:



Günther Löffel

Soldatenabschied

Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!
All das Weinen kann nun nichts mehr nützen,
denn wir gehn das Vaterland zu schützen!
Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!
Deinen letzten Gruß will ich vom Mund dir küssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Wir sind frei, Vater, wir sind frei!
Tief im Herzen brennt das heiße Leben,
frei wären wir nicht, könnten wir's nicht geben.
Wir sind frei, Vater, wir sind frei!
Selber riebst du einst in Kugelgüssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Uns ruft Gott, mein Weib, uns ruft Gott!
Der uns Heimat, Brot und Vaterland geschaffen,
Recht und Mut und Liebe, das sind seine Waffen,
Uns ruft Gott, mein Weib, uns ruft Gott!
Wenn wir unser Glück mit Tränen büßen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Tröste dich, Liebste, tröste dich!
Jetzt will ich mich zu den anderen reihen,
du sollst keinen feigen Knechten freien!
Tröste dich, Liebste, tröste dich!
Wie zum ersten Male wollen wir uns küssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Nun lebt wohl, Menschen, lebet wohl!
Und wenn wir für euch und unsere Zukunft fallen,
soll als letzter Gruß zu euch hinüberhallen:
Nun lebt wohl, ihr Menschen, lebet wohl!
Ein freier Deutscher kennt kein kaltes Müssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Es währte nicht lange, da ging auch ich. Wie alle Pennäler des heimatlichen Realgymnasiums. Freiwillig. Selbstverständlich. Bald stand ich mit badischer Feldartillerie im Osten. Zwischen Österreichern, Ungarn und freiwilligen Polen. Schon hatten wir hunderte Lannen und Föhren in den tiefverschneiten Russenwäldern gefällt, sie zu Telephonmasten behauen und kilometerlange Leitungen gelegt. Schon war der erste von uns gefallen — schon fühlten auch wir 18- und 19jährigen uns stolz als „alte Kerls“, da brachte die Feldpost mir eines Tages ein Buch: Heinrich Versch „Herz, aufglühe dein Blut!“ Gedichte im Kriege. Seit jenem Tage hat mich das Buch überall begleitet, wohin mich auch das stürmische und dunkle, große Schicksal verschlug. Und heute steht es in meiner Dichterstube mit seltsamem Schein und Glanz zwischen vielen hundert anderen Büchern. Es hat mich nie mehr losgelassen, dieses Buch. Immer wieder habe ich darin gelesen, und immer wieder werde ich darin lesen. Und jedem, dem ich daraus vorlas, ging es wie mir. Da kommt es aus den schwarzen Schriftzeichen heraus wie Pulverdampf. Da rasseln die Geschütze, tacken die Maschinengewehre, raffen die Herzen der deutschen Soldaten sich auf zu unerhörtem Mut, erbeten die Frauen und Bräute sich Opfergröße und -kraft. Da schweben die Seelen der toten Feldgrauen schützend um Posten und Unterstand, da besucht in der heiligen Nacht die Mutter Gottes den vordersten Schützen-graben — — —.

So etwas hatte ich noch nie gelesen. Das war neu. Unerhört neu. Hier erzitterte eine Menschenseele vom Erlebnis des Krieges, und dieses Erzittern wurde zum Gesang. „Kriegslyrik“ nannten es die Literaturfachleute. Gut. Ich kenne noch heute keine gewaltigere deutsche Kriegslyrik als diese. In dem Buch mochte manches nicht so fein genietet, zugeschliffen und gerundet sein, wie es „hätte sein können“ (wenn kein Krieg gewesen wäre nämlich). Im Maß der Verse, im Strophenbau, meinte dieser und jener Literaturmann. Was tat das? Ich wußte damals auch schon etwas davon, was es mit der „künstlerischen Form“ auf sich hatte — hatte ich doch noch in der Physikstunde beim Professor Wagner heimlicher- und unerlaubterweise deutsche Versmaße und Strophenbau studiert! — Aber hier! — — Ich fühlte: hier war ein Unerlebnis Form geworden. Der Wortbildner, der bis zum Krieg mehr mit dem Werkzeug der väterlichen Kesselschmiede als mit poetischen Formen hantiert hatte, fand im Dunst der Schlachten keine Zeit, den letzten Meißelhieb an jeder Figur zu tun. Was besagte das gegenüber dem Ganzen? Nichts, als das, was ich sagte. Das Ganze war neu und einzigartig. Jeder Zug des deutschen Schicksalskrieges war darin. Da sang das „Volkslied“, dämmerte und düsterte die „Ballade“, da rangen zuvor nie erlebte Erlebnisse um neue „epische“ Gestaltung und mischte sich alles und wurde neu. Ja, die Nation sang aus diesem Manne. „Und wenn der Mensch verstummt in seiner Qual, gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide“, hatte Goethe von seiner Wortkunst bekannt. Im „Kriegslyriker“ Heinrich Versch sang sich die ganze deutsche Nation die Höhen und Tiefen ihres Kriegserlebens aus der Seele. Und Lied ist Befreiung.

Jahrelang später lernte ich in der Schweiz einen jungen Berliner kennen. Er war der Sohn eines aktiven preußischen Offiziers. Seinen Namen habe ich längst vergessen, aber das weiß ich noch: er hatte nur wenige Bücher mit-

genommen, darunter auch Versch: „Mensch im Eisen“. Darin war kein Krieg mehr. Hammerschlag, Rädergebraus, bleckende Flamme, Ruß, deutsche Werkmannstat und Proletariernot, das war darin. Und damit beschäftigte sich auch der junge Offizierssohn. Ich sehe noch die Bewegung, mit der er das Buch vom Gestell nahm und mir gab. Es war ihm wertvoll. Heinrich Versch wuchs in sein Volk.

„Mensch im Eisen“ — — der Sänger des Krieges war zum Sänger der Arbeit und Arbeiternot geworden. Nicht im verkrampften Haß des Klassenkampfes, dazu war die Seele des Dichters zu groß. Nein, Versch ist der aus Schmerz und Liebe singend gewordene Mund der in die Maschine geopfert Menschenseele. Denn hineingebliet, hineingerstückelt, hineingeopfert sind Millionen Menschen in die Maschine, die unser Zeitalter beherrscht, wenn auch ihre Leiber vielleicht nicht zerrissen, zerstückelt sind von der ungeheuren Gewalt. „Mensch im Eisen“ überschreibt Heinrich Versch dieses Millionenschicksal und wird zu seinem Mund. „So schrei doch, Mensch im Eisen!“ heißt es in einem dieser Gedichte, wo er den in die Maschine geopfert Menschen mit einem in Bernstein eingeschlossenen Käfertier vergleicht. „So schrei doch, Mensch im Eisen!“ Und Heinrich Versch schreit, weint, troßt, betet, zagt und hofft. Er ist wie ein Priester. Er hat die Leidensnot des Proletariats auf den Opferstein gelegt. Tränen rinnen darüber hin, hoffendes Singen steigt hinan. Er opfert für alle die vielen Millionen Arbeitskameraden, die wie er, gleich einem Käfer im Bernstein, hineinverzaubert sind in die kalte Eisengewalt, die zu ihrem Schicksal geworden ist. „So schrei doch, Mensch im Eisen!“ Man kann dieses Wort nicht mehr vergessen, wenn man es einmal in sich aufgenommen hat. Man müßte denn schon die ganze Not unserer Zeit, ihre ganze große Schicksalsnot vergessen. Wer aber dürfte das? — —

Einmal lag ich wieder krank und elend vom Kriege. Verdienen konnte ich nichts, und das Versorgungsamt gab nicht viel. Da kam Heinrich Versch. Und nun erlebte ich den Menschen dieses Namens ohne Buch, ohne Versmaß und Strophenbau. Nun wußte ich unmittelbar: hier sind Werk und Mensch eine Einheit. So wie er sich etwa die Not eines Fabrikmädchens zu seiner eigenen machte, so verband er sich jetzt der meinen. „Ich weiß, wie das ist“, stieß er hervor, „ich hab selbst so elend gelegen!“ Und er war wie ein Schmiedefeuer, das alle Not umschmelzen will in Milde und Erträglichkeit. Schon seine Worte waren Laten. Keine „Höflichkeit“ war darin, die Worte des Trostes zu Gemeinheiten macht. Nicht die kalte Pflicht behördlicher Hilfe, die das Nehmen vielen oft schwer macht. Hier war ein Mensch, ein deutscher Mensch. Hier sprach ein Frontkamerad zum Kameraden. Und das Wort „Kamerad“ ist Versch heilig wie wenigen. Er tat viel für mich. Er schickte Eier und Fleisch. Er teilte sein Schriftstellergeld mit mir. Das tat die Menschenliebe selbst. Und erschüttert mußte ich denken: das kann er alles so selbstverständlich, so groß und schön, weil seine Seele bestimmt war, die Hölle des Proletarierschicksals auf sich zu nehmen und ihrem Schmerz die Erlösung zu verheißen durch sein Wort.

Die eigene Art dieses Dichters in seinen Werken kommt aus der Eigenart seines Geschickes. Die Einheit von Werk und Geschick hat sein Dichterreich vielen schwer zugänglich gemacht. Er hat selbst einmal davon bekannt: „Darum mögen meine

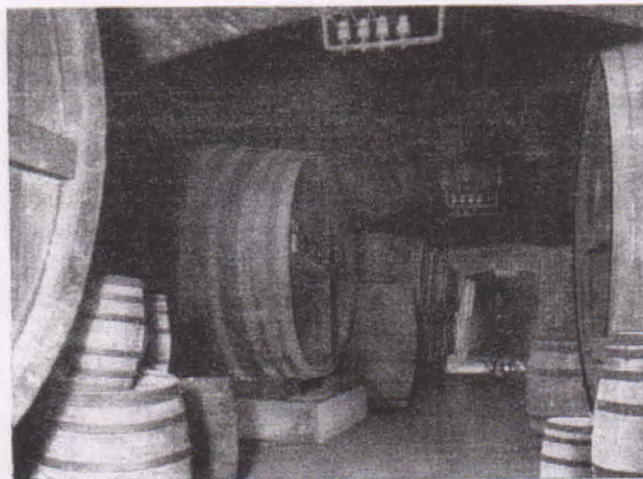
„Kollegen“ mich nicht — denen vom Eisen bin ich zu viel Dichter, denen von der Feder zuviel Kesselschmied.“ Aber im Dritten Reich hat sich das ganz erheblich geändert. Schon kurz nach der Erhebung wurde er in die Deutsche Dichterafademie berufen. In allen Gauen unseres schönen und leidvollen Vaterlandes hat er seitdem gesprochen. Deutsche Kumpels haben ihn auf ihre Schultern gehoben und ihm einen seltenen Triumphzug bereitet. In Berlin hörte man in einer Atempause des Dichters eine Arbeiterstimme: „Wundaba, wat!“ Seine erschütternd schönen, frohen und traurigen Erzählungen „Mut und Übermut“, „Die Pioniere von Eilenburg — Roman aus der Frühzeit der Arbeiterbewegung“, die Erzählungen „Im Pulsschlag der Maschinen“, der Roman „Hammerschläge“ und die 1935 mit dem Rheinischen Literaturpreis ausgezeichneten Gedichte „Mit brüderlicher Stimme“ haben uns den Einblick in sein Reich bedeutend erweitert und vertieft. „Manni — Geschichten von meinem Jungen“ und „Meine Mutter — Dank des Dichters“ vervollkommen diese Schau.

Wir bringen aus Heinrich Verschs Werken in diesem Heft einige Proben, die wie mein ganzes Bekenntnis zu dem Arbeiter, Dichter und Kameraden Versch hoffentlich auch viele Volksgenossen unseres Heimatkreises zu dem hervorragenden Manne, der ja seit mehreren Jahren in unserem Kreisgebiet zu Bodendorf eine neue, von ihm geliebte Heimat gefunden hat, in ein rechtes Herzensverhältnis bringen werden.

Gute und schlechte Weinjahre an der Ahr in früherer Zeit

Studienrat A. Federle

Es gibt nur wenige Wirtschaftszweige, die so von der Gunst und Ungunst des Wetters abhängen wie der Weinbau. Wie oft hat es der Winzer schon erleben müssen, daß nach dem Aufbruch der ersten Gesehine eine einzige Frostnacht die



„Im Rotweinkeller“

(Bild: Blasius Braun, Ahrweiler)

berechtigten Hoffnungen auf einen ertragreichen Herbst vernichtet hat. Daneben sind aber auch den „mageren“ Jahren volle Herbste gefolgt. Es hat für den Heimatforscher einen eigenen Reiz, diesem Wechsel von guten und schlechten Weinjahren in der Vergangenheit nachzugehen. In unserer Weinbaugegend dürften solche Nachrichten manchem Leser des Heimatkalenders willkommen sein,